Die grossen Städte

Autor(en): **Rilke, Rainer Maria**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 4

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-634320

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 4 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Die grossen Städte. Von Rainer Maria Rilke.

Herr, die grossen Städte sind
Verlorene und Aufgelöste:
Wie Flucht vor Flammen ist die grösste, —
Und ist kein Trost, dass er sie tröste,
Und ihre kleine Zeit verrinnt.

Da leben Menschen, leben schlecht und schwer,
In tiefen Zimmern, bange von Gebärde,
Geängsteter denn eine Erstlingsherde;
Und draussen wacht und atmet deine Erde,
Sie aber sind und wissen es nicht mehr.

Da wachsen Kinder auf an Fensterstufen,
Die immer in demselben Schatten sind,
Und wissen nicht, dass draussen Blumen rufen
Zu einem Tag voll Weite, Glück und Wind, —
Und müssen Kind sein und sind traurig Kind.

(Aus dem „Stunden-Buch", Insel-Verlag.)

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

4

Das Brautpaar besuchte im Städtchen noch Frau Brida, die sich in zurückhaltende Höflichkeit hüllte, bis ihre leidenschaftliche Teilnahme für Frau Menga plötzlich heraussprudelte:

„Schade ist's schon um dich, Fortunat, so in der Stadt im großen Haufen unterzutauchen, wo du hier", sie deutete auf die Reihe der Ahnenbilder im Saal, „du hättest doch gut hierher gepaßt."

„Was ist das für ein kaltes Haus", sagte Ellen, als sie es verließen, und schmiegte sich fröstelnd an den Arm des Verlobten, der mit doppelter Zärtlichkeit sie die Demütigung vergessen zu machen suchte, die sie um seinetwillen erlitten.

Da die Eltern der Braut ihr neu erbautes Landhaus beziehen und die Stadtwohnung den Jungen abtreten wollten, wurde die baldige Hochzeit beschlossen. So war Frau Menga vollauf beschäftigt, Fortunat eine würdige Aussteuer zu rüsten, mit Ludowikas Hilfe, die sie nun ganz in ihr Haus aufgenommen hatte.

Kurz vor der Hochzeit, der sie der Trauer wegen fernblieb, brachte Frau Brida den alten Siegelring der Caliver mit ihres Gatten Uhr und Kette für Fortunat nach Breil hinauf.

„Das mußt du ihm selber übergeben", wies Frau Menga das Geschenk zurück.

Aber Frau Brida wehrte sich: „Nein, Domenika, wenn du ihm diesen Ring an den Finger steckst, ist es für euch beide schöner und wertvoller — du verstehst mich schon."

Frau Menga fühlte einen bitteren Geschmack im Munde, der nicht mehr wich, und nach Frau Bridas Weggang packte sie die Kostbarkeiten sorgfältig ein, um sie mit ein paar Worten dem Sohn zu schicken. Dann schämte sie sich; es wurde ihr wund und weh ums Herz, sie zerriß Verpackung und Begleitworte und steckte mit feuchten Augen den Ring an ihren Finger. Mochte er ihrem Sohn Glück bringen, auch fern der Heimat, mochte er doch ein tüchtiger Caliver werden, ihr Fortunat!

Als Fortunat für ein paar Tage heimkam für die letzten Besorgungen vor der Hochzeit, zum Abschied von der Casa Crestas, flüchteten sich beide in möglichst viel Geschäfte. Jedes Stück seiner Aussteuer bewunderte Fortunat dankbar, räumte seine Habe aus Jugend und Studienzeit und bat die Mutter, sein Zimmer bei ihr behalten und allerlei dalassen zu dürfen, daß er heimkommen könne wie früher.

„Selbstverständlich, mein Kind! Wer sollte denn dein Zimmer bewohnen?" gehorchte ihr noch die Stimme, dann brach sie der Zitternden, und sie ging hinaus.

Am nächsten Morgen legte sie den Wappenring und des Onkels Uhr und Kette vor Fortunat auf den Tisch: „Trag sie würdig, du bist der letzte Caliver!"